

Allitera Verlag

Beiträge zur Geschichtswissenschaft
Herausgegeben von Ernst Piper

ERNST PIPER, geboren 1952 in München, hat in München und Berlin studiert und 1981 in Mittelalterlicher Geschichte an der TU Berlin promoviert, seit 1982 ist in verschiedenen Positionen in der Verlagsbranche tätig. 2005 hat er sich mit seiner Arbeit über Alfred Rosenberg habilitiert und ist seit 2006 Privatdozent für Neuere Geschichte an der Universität Potsdam. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Geschichte der Renaissance sowie zur Neueren und Neuesten Geschichte, zuletzt: Nacht über Europa. Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs (Berlin 2013) und 1945. Niederlage und Neubeginn (Köln 2015). Piper lebt in Berlin.

Ernst Piper

Alfred Rosenberg

Hitlers Chefideologe

Allitera Verlag

Mehr über den Verlag und sein Programm unter
www.allitera.de

August 2015

Allitera Verlag

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

© 2015 Buch&media GmbH, München

© 2015 Ernst Piper

Herstellung: Friedrich Wall, Freienbrink

Bildnachweis Umschlagmotiv: Bayerische Staatsbibliothek München/Bildarchiv

Printed in Germany

ISBN print 978-3-86906-693-6

ISBN pdf 978-3-86906-767-4

ISBN epub 978-3-86906-768-1

Inhalt

Vorwort zur Neuauflage	7
Einleitung	10
I. Herkunft und Jugend	18
II. Vom Publizisten zum Ideologen	
München	27
Die Anfänge der NSDAP	40
Russische Frage und deutsche Balten	51
Frühe Schriften	58
Dietrich Eckart und der <i>Völkische Beobachter</i>	69
III. Verbotszeit	
Vorsitzender einer verbotenen Partei	89
Nationalsozialistisches Programm und völkische Sammlung	101
Der Weltkampf	106
IV. Die dürrn Jahre	
Neugründung und Aufbau der NSDAP	111
Nationalsozialismus oder nationaler Sozialismus	131
Deutsche Außenpolitik	138
Religion und Politik	152
V. Der Mythos des 20. Jahrhunderts	
Vom Mythos zum »Mythus«	163
Der arische Gestus	183
Die Rassenseele	189
Politische Religion oder Religionsersatz?	193
VI. Jahre der Entscheidung	
Auf dem Weg zur Macht	212
Der Kampfbund für deutsche Kultur	236
Nordische Gesellschaft	251
Das Außenpolitische Amt	260

VII. Der bevollmächtigte Dogmatiker

Weltanschauungsbeauftragter	289
Im Kampf um die Kunst	330
Vom Kampfbund zur Kulturgemeinde	346
Kirchenkampf	358

VIII. Die Einheitlichkeit des Seelenkrieges

Neuordnung Europas	365
Lebensraum im Osten	377
Baltische Heimkehr	384

IX. Ideologische Aufrüstung im Schatten des Krieges

Die Hohe Schule	389
Das Institut zur Erforschung der Judenfrage	403
Der Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg	411

X. Die weltanschauliche Überwindung der Sowjetunion

Beauftragter für die Fragen des osteuropäischen Raums ..	432
Der Überfall auf die Sowjetunion	440
Reichsminister für die besetzten Ostgebiete	452
Die Reichskommissariate	484
Die Judenvernichtung	494

XI. Finale

Dem Ende entgegen	508
Nach dem Ende	516
Nachwort	532

Anhang

Danksagung	539
Anmerkungen	540
Abkürzungen	619
Quellen- und Literaturverzeichnis	622
Personenregister	684

Vorwort zur Neuausgabe

Mehr als zwanzig Jahre liegen die Anfänge meiner Beschäftigung mit Alfred Rosenberg inzwischen zurück. Damals wurde das Vorhaben, über den nationalsozialistischen Chefideologen eine Biografie vorzulegen, von vielen Historikern milde belächelt. »Lohnt sich denn das?« war noch einer der freundlicheren Kommentare. Das Genre des Biografischen war noch immer weithin verpönt und Alfred Rosenberg galt zudem als unbedeutend, was nicht zuletzt auf die groteske Verzeichnung seiner Person durch Joachim Fest zurückging. Leider wirkt die völlige Unterschätzung der Rolle Rosenbergs durch Fest und andere bis heute nach. Ein Beispiel dafür soll hier genügen: In der Publikation des Instituts für Zeitgeschichte (München) »Die tödliche Utopie«, die zugleich als Katalog der Dauerausstellung auf dem Obersalzberg dient, gibt es ein Kapitel »Akteure des Regimes«. Unter den zwölf Personen sind natürlich Heinrich Himmler, Joseph Goebbels und Hermann Göring aufgeführt, aber auch Martin Bormann und Baldur von Schirach, Alfred Rosenberg dagegen fehlt. Fests Diktum vom »vergessenen Gefolgsmann« erwies sich als »self fulfilling prophecy«. Das hat manchmal kuriose Konsequenzen. Als die Berliner Topographie des Terrors 2011 eine ausgezeichnet gemachte Ausstellung zum 50. Jahrestag des Eichmann-Prozesses veranstaltete, gab es dort auch ein Foto der Angeklagten im Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess. In der Bildunterschrift waren die Angeklagten Göring, Hess, Ribbentrop, Keitel und Kaltenbrunner namentlich bezeichnet, nur der daneben sitzende Rosenberg nicht. Ihn hielt man nicht für erwähnenswert.

Umso erfreulicher war es, dass meine Biografie über Alfred Rosenberg, mit der ich mich 2006 an der Universität Potsdam habilitiert habe, dennoch auf großes Interesse stieß. Von der gebundenen Ausgabe erschienen zwei Auflagen im Blessing Verlag, danach kam das Taschenbuch bei Pantheon heraus, das sich kontinuierlich, aber nach Jahren nur noch in kleinen Stückzahlen verkaufte. Doch dann geschah etwas Unerwartetes. Nachdem sie jahrzehntelang verschollen gewesen waren, tauchten Rosenbergs Tagebuchaufzeichnungen auf. Sie wurden 2013 von Detektiven in einem Privathaus im Staat New York aufgespürt. Im Dezember 2013 konnten dann Mitarbeiter des U. S. Department of Homeland Security zusammen mit anderen Materialien 425 von Rosenberg mit der Hand geschriebene Tagebuchseiten beschlagnahmen und dem United States Holocaust Memorial Museum übergeben.

Es deutet alles darauf hin, dass Robert Kempner während des Hauptkriegsverbrecherprozesses, bei dem er für die amerikanische Anklagebehörde tätig

war, das Tagebuch an sich genommen hatte, auch wenn die Aussagen in seiner Korrespondenz zu diesem Thema inkonsistent und etwas verwirrend sind. 1993 starb Kempner. Sein außerordentlich umfangreicher Nachlass liegt zum Teil im Bundesarchiv in Koblenz. Der in den USA befindliche Nachlass teil sollte an das Archiv des Holocaust Memorial Museum in Washington gehen. Doch als Mitarbeiter des Archivs den Nachlass 1997 sichteten, befand er sich in verwahrlostem Zustand und vieles war verschwunden, darunter auch das Tagebuch. 2003 hatte überdies eine gerichtliche Entscheidung zur Folge, dass Teile des Nachlasses einem Altwarenhändler zum Verkauf überlassen werden mussten.

Die Überlieferungsgeschichte des Tagebuches ist nicht mehr restlos aufzuklären. Umso erfreulicher ist, dass es jetzt wieder vorhanden ist. Das Holocaust Memorial Museum hat das Tagebuch im Original mit einer Abschrift rasch online gestellt (<http://collections.ushmm.org/view/2001.62.14>), sodass dieses Schlüsseldokument für die Geschichte des Dritten Reiches nun für jedermann zugänglich ist. Außerdem haben Jürgen Matthäus, Direktor der Forschungsabteilung am Jack, Joseph and Morton Mandel Center for Advanced Holocaust Studies des Holocaust Memorial Museum, und Frank Bajohr, Wissenschaftlicher Leiter des Zentrums für Holocaust-Studien des Instituts für Zeitgeschichte (München), sehr schnell eine mustergültige wissenschaftliche Edition des Textes erstellt, die, angereichert um eine Reihe von Dokumenten, in diesem Jahr erschienen ist: Alfred Rosenberg, Die Tagebücher von 1934 bis 1944, Hrsg. Jürgen Matthäus und Frank Bajohr, Frankfurt/Main 2015.

Die Entdeckung der jahrzehntelang verschollenen Aufzeichnungen hat ein großes internationales Medienecho gehabt und ein starkes Interesse an der Person von Alfred Rosenberg ausgelöst. In kurzer Zeit war meine Biografie vergriffen und zuletzt bekam man nur noch einzelne Exemplare auf dem antiquarischen Markt zu teilweise absurd überhöhten Preisen. Ich bin deshalb dem Verleger des Allitera Verlags Alexander Strathern sehr dankbar, dass er sich bereit gefunden hat, das Buch neu herauszubringen. In dieser Neuausgabe sind Fehler, die auch in der dritten Auflage noch vorhanden gewesen waren, korrigiert worden. Ansonsten ist sie im Text unverändert. Seit der Erstausgabe 2005 ist eine Fülle neuer Literatur zur Geschichte des Nationalsozialismus erschienen. Sie einzuarbeiten, hätte meine Arbeitskraft auf unabsehbare Zeit blockiert. Gleichzeitig ist aber an meiner Darstellung nichts Wesentliches zu korrigieren. Das Bild Rosenbergs, das ich zu zeichnen versucht habe, hat an Tiefenschärfe in der Zwischenzeit eher noch gewonnen. Insbesondere das jetzt zugängliche Tagebuch, das ich allen Lesern als ergänzende Lektüre zu meiner Biografie sehr empfehle, lässt Rosenbergs Bedeutung bei der Im-

plementierung und Umsetzung der Ermordung der europäischen Juden eher noch deutlicher hervortreten.

Dass der Versuch, die elf Millionen Menschen umfassende Judenheit Europas auszulöschen, das zentrale Charakteristikum des nationalsozialistischen Terrorregimes war, ist heute nicht mehr ernsthaft umstritten. Und dass Alfred Rosenberg dabei eine ganz wesentliche Rolle spielte, ist inzwischen auch deutlich geworden. Insofern hoffe ich, dass diese Neuauflage meiner Biografie viele geneigte Leser finden wird.

Berlin, im Juli 2015

Ernst Piper

Einleitung

Wer sich mit der Person Alfred Rosenbergs beschäftigt, stößt auf eigentümlich kontrastierende Urteile. In der zeitgenössischen Literatur galt er als ideologischer Kopf der nationalsozialistischen Bewegung, als Programmatischer, als Chefdenker. So hieß es zum Beispiel in dem 1934 im Pariser Exil erschienenen Buch »Naziführer sehen Dich an«: »Hitler befiehlt, was Rosenberg will.«¹ Hitler galt als das Medium, mit dessen Hilfe Rosenberg die Bewegung dirigierte. Ähnliche Urteile kann man bei so unterschiedlichen Autoren wie Konrad Heiden und Otto Strasser und noch vielen anderen finden. Ein ganz anders geartetes Bild Alfred Rosenbergs zeigt sich in der Nachkriegsliteratur. Prägend hat hier, zumindest im deutschen Sprachraum, Joachim Fest gewirkt, der Rosenberg in seinem frühen Werk »Das Gesicht des Dritten Reiches« als »vergessenen Gefolgsmann« porträtierte:

»Die Tragödie Alfred Rosenbergs war, dass er an den Nationalsozialismus wirklich geglaubt hat. Die rechthaberische Gewissheit, mit der er sich als der Schriftgelehrte einer neuen irdischen Heilsbotschaft empfand, machte ihn innerhalb der Führungsspitze der NSDAP zu einem kuriosen und vielfach belächelten Einzelgänger – zum ›Philosophen‹ einer Bewegung, deren Philosophie am Ende nahezu immer die Macht war. Rosenberg selbst hat das freilich nie erkannt oder gar anerkannt und wurde gerade deshalb im Verlauf der Jahre, als der Machtgedanke die ideologischen Drapierungen zusehends überspielte, zum vergessenen Gefolgsmann: kaum noch ernst genommen, mutwillig übersehen und herumgestoßen, ein Requisit aus der ideologisch gestimmten Frühzeit, der Werbephase der Partei.«²

Fest unterschied damals zwischen »Technikern und Praktikern der totalitären Herrschaft« einerseits, das waren die mächtigen Männer wie Göring, Goebbels, Himmler und Bormann, und dem »Personal der totalitären Herrschaft« andererseits. »Personal« klingt nach Staffage. Tatsächlich bildete Fest hier eine höchst ungleichgewichtige Equipe, der so unterschiedliche Leute angehörten wie der unsägliche Papen, der überaus mächtige Speer, außerdem Ribbentrop, Heß und von Schirach sowie Typen wie »General von Icks« und »Professor NSDAP« und eben Alfred Rosenberg.

Fests Diktum hatte einen langen Nachhall. Bis heute fehlt eine umfassende Biographie Rosenbergs, obwohl andererseits dieser Umstand in der Literatur immer wieder beklagt worden ist.³ Den Lebensgang dieses »vergessenen Gefolgsmannes« nachzuzeichnen, erschien nicht als lohnendes Unterfangen. Und der Ideologe war in der nach den Erfahrungen des Dritten Reiches dezidiert antiideologisch gestimmten Bundesrepublik kein Thema. Die erste bedeutende Arbeit über Alfred Rosenberg war die Dissertation von Reinhard Bollmus (1968, gedruckt 1970). Sie hatte das Amt Rosenberg zum Gegen-

stand, ähnlich wie schon eine amerikanische Dissertation einige Jahre zuvor. Doch die Titel der beiden Arbeiten hätten unterschiedlicher nicht sein können. Bollmus' Arbeit hieß »Das Amt Rosenberg und seine Gegner. Zum Machtkampf im nationalsozialistischen Herrschaftssystem«, während Rothfeder für die seine den Titel »A Study of Alfred Rosenberg's Organization for National Socialist Ideology« gewählt hatte. Der eine hob auf die Position Rosenbergs in der nationalsozialistischen Polykratie ab, auf die bekannten Fragen, inwieweit Rosenberg sich wann gegen wen in welchem Umfang durchsetzen konnte. Dem anderen ging es um die praktische Implementierung der von Rosenberg vertretenen Ideologie. Beide fragten nach der Wirkung, verwendeten dabei aber höchst unterschiedliche Parameter. Und so sollte es bleiben. Die deutschen Autoren bewegten sich in den Bahnen der Institutionengeschichte. Jacobsen (1968), Lutzhöft (1971), Gimmel (1999) und Zellhuber (2005) verdanken wir material- und aufschlussreiche Arbeiten zum Außenpolitischen Amt, der Nordischen Gesellschaft, dem Kampfbund für deutsche Kultur und dem Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete, während über andere Arbeitsfelder, wie z.B. den Völkischen Beobachter⁴ und den Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg, Darstellungen von vergleichbarer Qualität immer noch fehlen. Die genannten Arbeiten leisten bedeutende Beiträge zu unserem Wissen über die Zeit des Nationalsozialismus, aber wir erfahren nur wenig über das Denken jenes Mannes, der die untersuchten Institutionen geleitet hat. Dieser Frage haben sich dagegen Autoren wie Chandler (1968), Cecil (1972), Hutchinson (1977) und Whisker (1982) gewidmet, die sämtlich im angloamerikanischen Sprachraum beheimatet sind und hierzulande kaum Beachtung gefunden haben. Wenn wir einmal von dem gänzlich unbeachtlichen Beitrag von Molau (1993) absehen, der inzwischen für die NPD tätig ist, haben sich erst Bärsch und Kroll (beide 1998) mit Rosenberg unter ideengeschichtlichen Vorzeichen auseinander gesetzt.

Zu der These von der angeblichen Bedeutungslosigkeit Rosenbergs tritt noch der Umstand hinzu, dass viele Historiker in den letzten Jahrzehnten der Ereignisgeschichte mit großer Reserve gegenüberstanden. Der strukturalistische Angriff auf einen historiographischen Geschichtsbegriff untergrub vielfach das Vertrauen in die Valenz des Narrativen. Biographen hatten deshalb bis in die letzten Jahre hinein einen schweren Stand. Selbst Ian Kershaw sah sich veranlasst, seine monumentale Arbeit, deren Nützlichkeit nun wirklich über jeden Zweifel erhaben ist, mit dem Hinweis zu rechtfertigen, er habe eine nicht auf Hitler zentrierte Biographie Hitlers geschrieben, der in gewisser Weise ein Mann ohne Eigenschaften gewesen sei.⁵ Sein Wirken erkläre sich durch die Reaktionen und Projektionen der Gesellschaft auf ihn. Die Gesellschaft habe Hitlers Erfolg entgegengearbeitet. Wenn wir einmal von der Frage absehen, warum unter all den vielen völkischen Agitatoren gerade Adolf Hit-

ler derjenige war, den Millionen Deutsche zum Objekt ihrer Reaktionen und Projektionen machten, warum sie nicht einem anderen Agitator entgegengearbeitet haben, so ist doch jedenfalls bei ihm ein solcher Zugriff möglich. Man denke nur an den Marsch zur Feldherrnhalle, die durch den gescheiterten Putschversuch sprunghaft gesteigerte Popularität der Nationalsozialisten und Hitlers rhetorische Glanznummern beim anschließenden Prozess.

Wollte man ähnlich Alfred Rosenberg in den Blick nehmen, käme man nicht sehr weit. Er ging am 9. November 1923 nur einen Meter hinter Hitler, doch niemand nahm es zur Kenntnis; er gehörte auch nicht zu den Angeklagten im folgenden Prozess. Zu beschreiben, wie die deutsche Gesellschaft auf sein Auftreten reagierte, wäre nicht möglich, denn Rosenberg trat nicht auf. Er wurde in der »Kampfzeit« außerhalb von Parteitag kaum je als Redner eingesetzt und suchte auch nicht, wie Hitler, in Salons den Kontakt zum Münchner Bürgertum. Seine Tribüne war der Schreibtisch. Er schrieb mehr als alle anderen Naziführer zusammen genommen, verfasste Parteitagsführer, kommentierte das Programm und war Chefredakteur oder Herausgeber fast aller wichtigen Periodika, vom *Völkischen Beobachter* über den *Weltkampf* bis zu den *Nationalsozialistischen Monatsheften*. Wenn er als »der bedeutendste Publizist der antijüdischen Bewegung«⁶ bezeichnet wurde, empfand er das zweifellos als Anerkennung seiner Leistung. Hitler wäre empört gewesen, hätte man ihn so charakterisiert. Er wollte nicht Publizist, sondern unter allen Umständen Politiker sein, das hatte er schon als junger Mann beschlossen. Rosenberg aber war, soweit er Politiker war, ein »Ideologe als Politiker«, wie Kroll es treffend formuliert hat.⁷

Die Mutation vom Ideologen zum Politiker, vor allem nach 1933, war eine große Herausforderung für Alfred Rosenberg, die er nur teilweise erfolgreich bestand. Immerhin gelang es ihm, sich bis zum Ende in den inneren Zirkeln der Macht zu halten, während es in Hitlers Entourage der frühen Jahre viele gab, die aus jeweils ganz unterschiedlichen Gründen gänzlich aus seinem Umfeld verschwanden: Feder, Ludendorff, Drexler, Esser, Heß, Röhm, Hanfstaengl, Gregor Strasser, Scheubner-Richter und in gewisser Weise auch Streicher. Wenige konnten so wie Rosenberg ihre Position halten; Schwarz, Amann, Ley und Ribbentrop wären zu nennen. Und nur ganz wenige wie Himmler und Goebbels und mit Einschränkungen Göring überflügelten ihn deutlich. Diejenigen, die wie Bormann und Speer erst später in Hitlers Umkreis traten und dann ebenfalls eine große Machtfülle gewannen, dürfen bei dieser Betrachtung natürlich nicht vergessen werden. Wenn man sich aber einmal vom Primat der Organisations- und Institutionengeschichte freimacht, wird man rasch erkennen, dass von den Menschen im Umkreis des großen Diktators nur Goebbels und Himmler Rosenberg an Wirkungsmacht gleichkamen. Max Weinreich, ein weiterer hierzulande kaum rezipierter angloamerikani-

scher Autor, sah in Rosenberg eine Schlüsselfigur für die Implementierung des Antisemitismus in die nationalsozialistische Weltanschauung,⁸ während Potthast, auf derselben Linie argumentierend, konstatiert: »Der ›Vernunftantisemitismus‹ war maßgeblich sein Werk.«⁹ Auch Kroll betont den weitreichenden Einfluss, den Rosenberg ausübte:

»Seine Gedankengänge waren nach 1933 in den verschiedensten Bereichen des öffentlichen Lebens präsent. Schulbücher, Lehr- und Unterrichtspläne, parteiinterne Leithefte und Schulungsbriefe der einzelnen nationalsozialistischen Organisationen – vor allem der SA und der SS –, aber auch populäre literarische Geschichtswerke wie zeitgenössische ›Bestseller‹ von Werner Beumelburg, Gustav Frenssen oder Hans Friedrich Blunck gaben das von Rosenberg verfochtene Welt- und Geschichtsbild wieder und wirkten als wichtige Multiplikationsfaktoren seiner Lehren.«¹⁰

Ähnlich hatte eine zeitgenössische Darstellung argumentiert:

»Der Einfluß Rosenbergs auf Erziehung und geistige Neuformung reicht bis in die feinsten Kanäle des gesamten kulturellen und politischen Lebens unseres Volkes.«¹¹

Für die Zeitgenossen war Alfred Rosenberg der »Parteipapst«¹², wie es die respektlose Bella Fromm formulierte, oder Hitlers Erzieher¹³, der »einmalige (n) philosophische(n) Kopf in der unmittelbaren Gefolgschaft des Führers«¹⁴, »nächst dem Führer selbst der wichtigste Träger und Verkünder der nationalsozialistischen Weltanschauung«¹⁵ und in des »Führers« eigenen Worten der »erste(n) geistige(n) Mitgestalter der Partei«¹⁶. Die Ankläger in Nürnberg hatten kein anderes Bild. Robert Kempner sprach von Rosenberg als »Hitlers Weltanschauungschef« und »Präzeptor der nationalsozialistischen Weltanschauung«.¹⁷ Robert Jackson nannte ihn den »geistigen Priester der ›Herrnrasse‹, der die Lehre des Hasses schuf, die den Anstoß zur Vernichtung des Judentums gab«.¹⁸ Und Walter Brudno stellte fest, dass »Rosenberg eine besonders hervorragende Rolle bei der Schaffung und Verbreitung des doktrinarischen Unterbaus der Verschwörung gespielt hat...; er hat dies getan, indem er den Einfluß der Kirchen auf das deutsche Volk untergrub, indem er das Programm der mitleidlosen Judenverfolgung betrieb, und indem er das Erziehungssystem umgestaltete mit der Absicht, das deutsche Volk dem Willen der Verschwörer gefügig zu machen und das Volk für einen Angriffskrieg psychologisch vorzubereiten.«¹⁹ Die Nürnberger Richter, die andere Angeklagte zu Zeitstrafen verurteilten und einige sogar freisprachen, befanden Alfred Rosenberg in allen vier Anklagepunkten für schuldig und verurteilten ihn zum Tod durch den Strang. Sie wussten warum.

Ernst Nolte blieb es vorbehalten, die Bedeutung der Ideologie für den Nationalsozialismus grundsätzlich in Frage zu stellen. So sprach er schon zu Beginn seines großen Werkes »Der Faschismus in seiner Epoche« vom unideo-

logischen Charakter des Faschismus, der in dieser Hinsicht inkommensurabel mit dem Marxismus sei.²⁰ Die Absurdität dieser These wird noch dadurch gesteigert, dass Nolte sich dabei ausgerechnet auf Rosenberg berief. Dessen »Mythus des 20. Jahrhunderts«, das »Grundbuch der nationalsozialistischen Weltanschauung«, trage »unverkennbar die Züge der protestantisch-liberalen Herkunft des Verfassers«.²¹ Dass der Aberwitz dieser Behauptung damals nicht aufgefallen ist, ist wohl nur mit dem Erscheinungsjahr 1963 dieser Faschismus-Analyse zu erklären, das in eine Hochphase des Kalten Krieges fiel. Über Rosenberg kann man vieles sagen, aber eines war er ganz gewiss zu keiner Zeit seines Lebens: liberal. Nolte, der von der Idee besessen ist, den Nationalsozialismus zu einer liberalen antikommunistischen Bewegung zu verklären, wiederholte seine These vom liberalen Rosenberg Jahrzehnte später in »Der europäische Bürgerkrieg«, dem dritten Band seiner »Trilogie«:

»... Hitler und Alfred Rosenberg und Heinrich Himmler waren nicht ursprünglich Ideologen, sondern Künstler, liberale Angehörige freier Berufe, Kleinbürger, die durch ungeheure Ereignisse beunruhigt und verstört waren, die nach Antworten suchten und über die Schwäche der Regierungen erzürnt waren. Daß sie Deutschland in die Mitte ihres Empfindens und Denkens stellten, gefährdete zwar die nächste historische Aufgabe, wenn diese in der Überwindung der Nationalstaatsidee und in einer europäischen Einigung bestand, aber das war in einem Zeitalter nicht verwunderlich, das immer noch ein Zeitalter des Nationalismus war. Daß sie sich trotzdem als europäische Bürger betrachteten, war vielleicht nicht konsequent und blieb keine unangetastete Maxime, doch sie standen damit auf der Seite eines historischen Rechts, das dieser übernationalen Klasse noch eine bedeutende Zukunft vorbehielt. Aber entscheidend war erst, daß sie aus ihrer Urerfahrung und Grundemotion die Forderung ableiteten, ebenso konsequent und unerbittlich zu sein wie der Feind, ja noch konsequenter und unerbittlicher. Erst dadurch wurden sie zu Ideologen, und bloß deshalb griffen sie jene Differenzen als schädlich an, auf denen die Geschichte Europas bis dahin beruht hatte.«²²

Die Groteskheit dieser Darstellung ist offensichtlich. Keiner der Genannten war ein Künstler, keiner auch gehörte den artes liberales an, denn Rosenberg hatte Architektur, Himmler Landwirtschaft und Hitler gar nicht studiert. Auch europäische Bürger waren sie, vielleicht mit der partiellen Ausnahme Rosenbergs, nicht, jedenfalls in keiner sinnvollen Bedeutung des Wortes. Dass der ideologisch motivierte Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion auf einen bloßen Reflex auf die Bedrohung durch den Sowjetkommunismus reduziert wird, mit der Vernichtung der europäischen Judenheit als »Nebenprodukt«, so Noltens Kernthese, will ich an dieser Stelle nicht diskutieren, wohl aber die Negation des Apriori des Ideologischen ausdrücklich bestreiten.

Diesmal, anders als 1963, war der Widerspruch gegen Nolte vehement. Seine Thesen, 1980 weithin unbemerkt erstmals vorgetragen, führten zu einer Debatte, die unter dem Namen »Historikerstreit« in die Historiographie

eingegangen ist, wobei Nolte in seinem Widerspruch gegen den von mir gewählten Untertitel der Dokumentation dieser Debatte seine Position noch einmal deutlich gemacht hat.²³ Nolte war im Übrigen, meines Erachtens zu Recht, der Auffassung, dass er dieselben Positionen wie in »Der europäische Bürgerkrieg« schon 1963 vertreten habe. Nicht er habe sich verändert. Richtig sei vielmehr, dass er sich »heute in stärkerem Gegensatz zu vorherrschenden Zeitströmungen befinde«.²⁴

Vieles spricht in der Tat dafür, insoweit hat Nolte Recht, dass die Ursachen für den politischen Erfolg der nationalsozialistischen Bewegung in der Zeit nach 1914 zu suchen sind, dass die ganz anders geartete politische Konstellation in Deutschland und Europa nach dem Ersten Weltkrieg Voraussetzung für die Wirksamkeit der nationalsozialistischen Propaganda war. Ebenso viel spricht aber auch dafür, dass die ideologische Fundierung der Bewegung ihre Wurzeln in dem davorliegenden Zeitraum hat. Nolte verkehrt die Prioritäten, wenn er schreibt: »Den Antisemitismus der Nationalsozialisten von ihrem Antibolschewismus ablösen zu wollen, ist töricht.«²⁵ Wenn man diesen Satz umdreht, dann gewinnt er Sinn: Den Antibolschewismus der Nationalsozialisten von ihrem Antisemitismus ablösen zu wollen, ist töricht.

Yehuda Bauer, der im Gegensatz zu Nolte nicht die Intention hat, den Nationalsozialismus zum Faschismus zu diminuieren, hat in seinem souveränen Alterswerk »Die dunkle Seite der Geschichte« eindringlich dargetan, dass die antisemitische Ideologie eine zentrale Determinante der Shoah gewesen ist.²⁶ Die Vernichtung der europäischen Judenheit war eben kein »Nebenprodukt«, dem ein anderes »Prius« (Nolte) vorausging, auch wenn Hitler, Rosenberg und die anderen 1919, als sie bereits die Entfernung der Juden forderten, dabei noch nicht die Gaskammern von Auschwitz-Birkenau vor Augen hatten.

Rosenberg hat entscheidend dazu beigetragen, Hitler das Bild vom jüdischen Charakter der russischen Revolution zu vermitteln. In diesem Punkt sind die so unterschiedlichen Biographen Joachim Fest und Ian Kershaw sich einig, auch wenn Letzterer Rosenbergs Einfluss höher zu bewerten geneigt ist als Ersterer.²⁷ Beide, Hitler und Rosenberg glaubten an ein jüdisch-bolschewistisches Weltherrschaftsstreben, weswegen der Kampf gegen die Sowjetunion immer auch Kampf gegen das Weltjudentum war. Und beide wollten beweisen, dass sie Recht hatten, jeder auf seine Weise, der eine, indem er die staatlichen Machtmittel eroberte, ein von Diktatoren gerne gewählter Weg zur Durchsetzung ihrer Wahrheiten, der andere, indem er danach strebte, ein möglichst lückenloses Dogmengebäude zu errichten, dessen überwältigende Plausibilität ernsthaften Widerspruch auf die Dauer nicht zuließ; auch dies ein Weg, der von totalitären Regimen jedweder Couleur regelmäßig beschritten wird und ebenso regelmäßig auf Dauer nicht zum Erfolg führt. Wo der Zwang zur Zustimmung entfällt, entfällt auch die Zustimmung. Deshalb be-

darf das Meinungsmonopol zu seiner Durchsetzung früher oder später stets des Gewaltmonopols.

Die Person Alfred Rosenberg ist, diesseits und jenseits des Interesses an seinem Lebensgang, in hohem Maße geeignet, den ideologischen Charakter des nationalsozialistischen Regimes paradigmatisch zu zeigen. Wenn man unter Ideologie die Gesamtheit der von einer Bewegung hervorgebrachten Denksysteme, Wertungen und geistigen Grundeinstellungen versteht, war er selbst zweifellos ein Ideologe. Und wenn man sich seine Weltsicht zu Eigen machen und von klangvollen Titeln auf reale Macht schließen wollte, könnte man ihn sogar einen Chefideologen nennen. Der Glaube an die Macht der Ideen war der primäre Antrieb für sein Wirken, ein Wirken, unter dessen Folgen Millionen von Menschen zu leiden hatten.

In seiner Rezension von Fests Speer-Biographie hat Hans Mommsen angemerkt:

»Bei Hitler hebt man zunehmend hervor, dass er im Grund eine ›Unperson‹ war und letztlich nur als Vollstrecker von allgemeinen gesellschaftlichen Triebkräften erklärt werden kann. Dies trifft für seine Satrapen, deren Physiognomie Fest am Beispiel Speers darstellen möchte, in noch stärkerem Umfang zu. Hinter deren Unfähigkeit zu positiver Gestaltung, ihrem Absinken in eine Korruption ohnegleichen und ihre in unaufhebbarer Widerspruch zwischen Ideologie und Realität stehende Lebensführung lässt die individuelle Biographie bedeutungslos erscheinen oder gänzlich zurücktreten.«²⁸

Dieser Auffassung kann ich nicht folgen. Die Vorstellung, wir hätten ein klareres Bild des nationalsozialistischen Terrorregimes, wenn wir von der Persönlichkeit der Hauptakteure absehen würden, erscheint mir wenig hilfreich. Man muss nur Hermann Göring und Alfred Rosenberg betrachten, die zufällig beide am 12. Januar 1893 zur Welt kamen, um zu sehen, welches hohe Maß an Individualität auch auf der Ebene der Satrapen möglich war. Der Lebemann Göring und der »Moralathlet« (Ernst Röhm) Rosenberg sanken in höchst unterschiedlichem Maße in die Korruption ab. Und während der eine die ethischen Maßstäbe eines besonders erfolgreichen Räuberhauptmanns pflegte, versuchte der andere bis zum letzten Atemzug, Ideologie und Realität in Einklang zu bringen, was seiner politischen Wirksamkeit oft genug eher hinderlich als förderlich war. Als Einziger der in Nürnberg zum Tode Verurteilten verweigerte Rosenberg noch im Angesicht des Schafotts jeden geistlichen Beistand, denn die Kirche hatte er schließlich immer bekämpft. Von Göring, der sich der Hinrichtung durch Selbstmord entzog, ist der Ausspruch überliefert: »Wenigstens zwölf Jahre gut gelebt.« Rosenberg interessierte das gute Leben nur mäßig. Er arbeitete in seiner Gefängniszelle an einem Verfassungsentwurf für Nachkriegsdeutschland, wobei es für seine Illusionsfähigkeit spricht, dass er daran glaubte, man werde beim

Aufbau dieses Nachkriegsdeutschlands auf seine Mitarbeit nicht verzichten können.

Für die antisemitische Ausrichtung der nationalsozialistischen Bewegung, die programmatische Fundierung des Erlösungsantisemitismus war Alfred Rosenberg der wichtigste Kopf in Hitlers Mannschaft gewesen. Lebensraum im Osten und die Entfernung der Juden, die beiden wichtigsten Ziele in Hitlers Weltsicht,²⁹ verbanden sich gerade in den vom Ostminister verwalteten Territorien. Rosenberg war dort zum einen administrativ in die Judenvernichtung involviert, zum anderen verfolgte er seine Aufgabe weiter, das deutsche Volk auf das Mordprogramm einzustimmen. Den Aufzeichnungen, die Rosenberg im Nürnberger Gefängnis angefertigt hatte und die zu seinen Lebzeiten nicht mehr veröffentlicht wurden, gab ein treuer Anhänger später den Titel »Großdeutschland. Traum und Tragödie«, ³⁰ während zwei kritische Publizisten denselben Text unter dem Titel »Portrait eines Menschheitsverbrechers« veröffentlichten³¹. Diese Polarität von Innensicht und Außensicht ist emblematisch für das Wirken des Mannes, der mit seinen Ideen einmal Europa beherrschen wollte.

I. Herkunft und Jugend

Alfred Rosenberg wurde am 12. Januar 1893, nach dem russischen Kalender am 31. Dezember 1892, in Reval, dem heutigen Tallinn, geboren. Reval war damals die Hauptstadt des russischen Gouvernements Estland,¹ der nördlichsten der baltischen Provinzen des russischen Reiches, die dem protestantischen Bistum Reval entsprach. Reval, am Finnischen Meerbusen nur 80 Kilometer südlich von Helsinki gelegen, war damals nach Petersburg und Riga Russlands bedeutendste Hafenstadt an der Ostsee. Die stark befestigte Altstadt hatte sich zugleich mit ihren unregelmäßigen engen Straßen und den schmalgiebligen Häusern ganz ihren mittelalterlichen Charakter bewahrt. Der Adel wohnte auf dem sehr viel großzügiger bebauten Domberg. Reval hatte zehn evangelische Kirchen, darunter zwei estnische, acht griechisch-orthodoxe und eine katholische Kirche sowie eine Synagoge. Im Zuge der unter Alexander III. massiv intensivierten Russifizierung wurde von 1894 bis 1900 auf dem Domberg die Alexander-Newskij-Kathedrale gebaut, die aber dort bis heute recht fremdartig wirkt. Um die Jahrhundertwende hatte die Stadt etwa 66 000 Einwohner, 53,8 Prozent waren Esten, 25,4 Prozent Deutsche und 17,2 Prozent Russen.² Es gab etwas Industrie. Weit bedeutsamer aber war der Handel, insbesondere der zu See. Tausende von Schiffen wurden jedes Jahr in dem der alten Stadt unmittelbar vorgelagerten Hafen gelöscht. Hier konnte Reval auf eine lange Tradition zurückblicken; im 14. und 15. Jahrhundert war es eine der wichtigsten Städte der Hanse gewesen, der es seit 1285 angehörte. Die Stadt, seit 1230 mit Lübecker Recht ausgestattet, war eine der ältesten Gründungen an der Ostsee. Ihre Besiedlungsgeschichte reicht etwa 3500 Jahre zurück, schon früh war sie ein bekannter Warenumsschlagplatz zwischen Ost und West.³ Im 12. Jahrhundert, schon vor der Gründung des Deutschen Ordens, hatten sich deutsche Kaufleute und Missionare bis an die baltische Küste vorgearbeitet.⁴ 1230 begann die Unterwerfung der baltischen Preußen durch den Deutschen Orden. (Die Esten sind, sprachwissenschaftlich gesehen, im Gegensatz zu Litauern, Letten und Altpreußen, keine Balten. Sie gehören zur finnisch-ugrischen Gruppe. Trotzdem zählt man Estland heute zu den baltischen Staaten.) Die Position des Deutschen Ordens war von Anfang an umkämpft. 1260 erlitt er eine vernichtende Niederlage gegen Litauer und Kuren. 1410 besiegten Litauer und Polen den Orden endgültig in der berühmten Schlacht von Tannenberg, deren Mythos noch im Ersten Weltkrieg eine bedeutsame Rolle spielte. 1502 besiegte der Orden letztmals ein russisches Heer. 60 Jahre später löste Gotthard Kettler, der letzte Ordensmeister, den Deutschen Orden auf und übergab dessen Insignien den Abgesandten des Königs von Polen. Es begann die »Polenzeit«, der im Jahrhundert

darauf die »Schwedenzeit« folgte, bevor sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts die russische Herrschaft etablierte. Auch das dänische Element hatte in der wahrlich bewegten Geschichte des Baltikums immer wieder eine Rolle gespielt. 1219 waren die Dänen unter König Woldemar II. an der Nordküste Estlands gelandet und hatten die Siedlung Lindanise erobert, der Reval unmittelbar benachbart war.

Alfred Rosenbergs Vater hieß Woldemar, auch sein früh verstorbener Bruder führte diesen Namen. Der zweite Vorname des Vaters aber war Wilhelm, und in der Tat hatte die Familie keinen dänischen, sondern einen deutschen Hintergrund. Die Deutschen waren im Zarenreich ein gewichtiger Faktor, dessen Bedeutung noch zunahm. In den 15 Jahren vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs stieg ihre Zahl von etwa 1,8 auf annähernd 2,5 Millionen, von denen 165 000 in den baltischen Provinzen lebten.⁵ Vor allem im landbesitzenden Adel spielten sie eine bedeutende Rolle. Nicht nur die baltischen Barone verfügten über einen »legendären Landbesitz«⁶. Sie herrschten über eine beinahe völlig homogene einheimische Bevölkerung, so dass hier soziale Gegensätze und ethnische Differenzen in eins fielen, weswegen die Russifizierungspolitik gegen Ende des 19. Jahrhunderts von Letten und Esten zunächst mit Schadenfreude beobachtet wurde. Sie konnten nicht ahnen, dass sie, unter anderen Vorzeichen, ein halbes Jahrhundert Opfer vergleichbarer Anstrengungen werden würden. Der deutsche Landadel fiel durch seine soziale und wirtschaftliche Bedeutung ins Gewicht, nicht durch seine Kopfzahl. Die große Mehrheit der Deutschen war in den Städten zu Hause. Von den knapp eine Million Einwohnern Estlands der Jahrhundertwende waren 3,5 Prozent Deutsche und 90,6 Prozent Esten, hinzu kamen 4 Prozent Russen und 1,9 Prozent Sonstige, darunter 0,4 Prozent Juden.⁷ In Reval aber stellten die Esten, wie wir gehört haben, nur etwas mehr als die Hälfte der Bewohner, die Deutschen dagegen ein gutes Viertel. Der Anteil der Deutschen nahm allerdings sowohl absolut als auch relativ stetig ab, wobei der stärkste Einbruch nach der Russischen Revolution von 1917 erfolgte, als nicht nur Rosenberg, sondern auch Tausende andere ihr Heil im Westen suchten. Von 1881 bis 1934 schmolz die deutsche Präsenz von 46 779 (5,3 Prozent der Gesamtbevölkerung) auf 16 346 (1,5 Prozent) ab.⁸ Es war deshalb nur die halbe Wahrheit, wenn Edgar Pinding 1935 in »Roter Sturm über dem Baltenland« schrieb, dass »selbst unter dem schweren Zermürbungs- und Trommelfeuer artfremder Macht- und Kulturträger es nicht möglich war, den Balten ihr deutsches Herz aus der Brust zu reißen«⁹. Ein wirkliches Ende allerdings setzte erst Adolf Hitler der vielhundertjährigen Geschichte der Deutschbalten, indem er im Zuge machtpolitisch-opportunistischer Arrondierungsmanöver das Baltikum 1939 der Interessensphäre Stalins zuschlug, wobei die erzwungene Option der Deutschbalten für eine neue Heimat in einer Okkupation eben

enteigneter polnischer Heimstätten ihre Realisierung fand. Ein erheblicher Teil der Deutschbalten widersetzte sich allerdings den Verlockungen der »Führergeschenke«, so dass die Hälfte der insgesamt etwa 135 000 Umgesiedelten erst nach dem Einmarsch der sowjetischen Truppen 1940 in den Westen ging¹⁰. Auch Rosenbergs erster Schwiegervater, der Fabrikant J.M. Leesmann gehörte zu denen, die ihren Besitz nicht im Stich lassen wollten. Der Kaiserliche Russische Kommerzienrat geriet 1942 in ein Umsiedlungslager, wobei sich herausstellte, dass von vier Großelternanteilen drei estnisch und nur einer deutsch war. Doch es gelang durch gutes Zureden schließlich, den alten Herrn zur Stellung eines Einbürgerungsantrages zu bewegen, der ohne großes Aufheben genehmigt wurde, nachdem man erkannt hatte, dass es sich um den Schwiegervater des Reichsministers handelte.¹¹

Alfred Rosenberg hatte väterlicherseits Vorfahren, die aus Livland stammten. Sein Großvater, der Schuhmachermeister Martin Rosenberg, war 1820 in Dickeln geboren. Er kam als junger Mann nach Reval, wo er 1856 heiratete und vier Jahre später in der Poststraße 9 für 3400 Rubel ein Haus kaufte. Der Großvater starb 1896, der Vater 1904 und die Großmutter 1905. Eigentümer des Hauses waren nun die fünf Geschwister des Vaters sowie als dessen Erbe Alfred; sie verkauften das Anwesen 1908 für 12 000 Rubel an eine Familie Luther.¹² Der Vater Woldemar Wilhelm Rosenberg war Kaufmann, er starb 1904 im Alter von nur 42 Jahren. Seine beiden Schwestern Cäcilie Rosalie, geboren 1860, und die vier Jahre jüngere Lydia Henriette wurden zu seinen Pflegemüttern, nachdem Alfred Rosenbergs Mutter bereits verstorben war, als er noch keine zwei Monate alt war. Der beiden Tanten gedachte Alfred immer mit Dankbarkeit¹³ und sorgte bis zu seinem eigenen Lebensende durch regelmäßige finanzielle Zuwendungen für sie. Seine Chamberlain-Biographie war »meiner Pflegemutter Frll. Lydia Rosenberg zugeeignet«.

Rosenbergs Mutter Elfriede Caroline Siré stammte wohl ursprünglich aus einer Hugenottenfamilie. Sie wurde 1868 in St. Petersburg geboren und starb schon mit kaum 25 Jahren, kurz nach Alfreds Geburt. Sie war evangelisch wie sein Vater und ist auf dem Friedhof von St. Olai bestattet, jener Kirche, an der Traugott Hahn Pastor war, der Alfred taufte und ihn später durch seine tiefe Religiosität so beeindruckte. (Ein Sohn von Traugott Hahn war nach dem Zweiten Weltkrieg Kultusminister von Baden-Württemberg.) St. Olai war die größte Kirche in Reval, ihr gewaltiger Turm überragt noch heute die Altstadt. Alfred Rosenbergs Taufpaten kamen sämtlich von der mütterlichen Seite. Es waren der Großvater Friedrich August Siré, Buchhalter und Eisenbahnbeamter in St. Petersburg, der nach dem Tod der Eltern auch Alfreds Vormund war, sowie zwei der neun Geschwister der Mutter, Ernst Friedrich und Emmy Siré, die später den deutschen Diplomaten Theophil Eck heiratete, der unter

anderem Konsul in Baku war¹⁴, wo Emmys Bruder Eugen Vizegouverneur war und ihr Vater 1916 starb.

Die gesundheitlichen Verhältnisse waren damals weitaus ungünstiger, als wir sie heute gewohnt sind. Die Ernährung war oft unregelmäßig und bei weitem nicht immer sehr gut, auch gegen relativ harmlose Erkrankungen gab es oft keine wirksamen Medikamente. Schwäche war eine häufige Todesursache im Kirchenbuch der St. Olai-Gemeinde. Alfreds Mutter starb an der Schwindsucht, ebenso ein Onkel und eine Tante. Auch Alfreds einziger Bruder, der Bankkaufmann Eugen Woldemar Rosenberg, schied frühzeitig aus dem Leben. Er hatte erst in Riga studiert, sich dann in Brüssel weitergebildet, in Reval, Frankreich, Berlin und Jugoslawien gearbeitet und war 1929, gerade 41 Jahre alt, im TBC-Sanatorium Schöneberg gestorben. Das Verhältnis der beiden Brüder muss sehr distanziert gewesen sein. Alfred schreibt über Eugen: »Mit ihm haben mich nicht viele Gefühle verbunden.«¹⁵ Die Lebensdaten des einzigen Bruders waren Rosenberg in Nürnberg nur noch vage erinnentlich. Er sei »etwa 6 Jahre älter als ich« gewesen und 1928 gestorben¹⁶, beides Angaben, die jeweils um ein Jahr neben der Sache liegen.

Mütterlicherseits lassen sich Rosenbergs Vorfahren weit zurückverfolgen, wobei es eine lettische Urgroßmutter gibt¹⁷, auf der väterlichen Seite ist das nicht möglich. Wir kennen noch den Urgroßvater, den Schmied Johann Rosenberg, der 1781 in Dickeln geboren wurde, und dessen Frau Marie Kamping-Graefenfels, doch dann versiegen die Quellen. Über weitere Ahnen Rosenbergs haben wir lediglich den dünnen Hinweis:

»Unter seinen Vorfahren sind Letten aus der Umgebung von Rujen in Nordlivland, aber die einschlägigen Archivmaterialien sind in der deutschen Besatzungszeit vernichtet worden.«¹⁸

Wir wissen nicht, ob es sich um einen zufälligen Kriegsverlust handelt. Ich halte das aber für unwahrscheinlich, da die Überlieferung ansonsten gut ist. Eher ist anzunehmen, dass es sich um eine intendierte Aktenvernichtung handelt. Darauf deuten Gerüchte hin, die Rosenberg auch nach 1933 immer wieder zu schaffen machten. Der Journalist Franz Szell verbreitete »in Tausenden von Exemplaren«¹⁹ einen offenen Brief an Rosenberg, in dem er behauptete, der Großvater Martin Rosenberg sei Lette, die Mutter Elfriede Siré Französin, die Großmutter des Großvaters Saly Rosenberg Jüdin und der Großvater der väterlichen Großmutter H. Sram Mongole und Leibeigener. Der Autor dieser Vorwürfe soll sich, je nach Quelle, in Reval²⁰, Kowno²¹ oder Tilsit²² aufgehalten haben. In einer estnischen Zeitung wurde dann der Archivar Otto Liiv zum Urheber dieser Erkenntnisse, wobei dieser umgehend energisch dementierte.²³ Vor allem in kirchlichen Kreisen wurden die Gerüchte über die undeutsche, womöglich gar nichtarische Abkunft des Verfassers des »Mythus

des 20. Jahrhunderts« noch eine ganze Zeit lang genüsslich kolportiert, Rosenberg veranlasste auch einige Recherchen, doch die ganze Angelegenheit verlief letztendlich im Sande.²⁴ Auch jenseits dieses Anlasses war der in deutschen Ohren jüdisch klingende Name Rosenberg immer wieder Gegenstand von Witzen und Spekulationen, die aber haltlos waren. Auch im Deutschen Reich gab es genügend nichtjüdische Rosenbergs,²⁵ und unter den Deutschbalten war es ein verbreiteter Name. Unter den Mitgliedern der Estländischen Literarischen Gesellschaft gab es den Direktor Gustav Rosenberg und Hedda Rosenberg.²⁶ Die Fraternitas Baltica hatte einen Max Rosenberg unter ihren Mitgliedern²⁷, der zwar in Reval zur Schule ging, aber ebenfalls mit Alfred nicht verwandt war. Das Deutsch-Baltische Lexikon verzeichnet den Mediziner Alexander Rosenberg, den Vorsitzenden der Deutsch-Baltischen Fortschrittlichen Partei Eduard Rosenberg, den Porträtmaler Gustav Rosenberg und den Mediziner Emil Rosenberg, der nach seiner Emeritierung nach München übersiedelte. Mit Ausnahme der beiden Mediziner, die aus demselben livländischen Ort stammen, deutet alles darauf hin, dass diese Rosenbergs weder untereinander noch mit Alfred Rosenberg verwandt waren, der eben einen im deutschbaltischen Mittelstand vergleichsweise häufigen Namen trug, der ganz sicher nicht jüdischen Ursprungs war. Und wenn der Urgroßvater, der ja schon im 17. Jahrhundert gelebt hat, Leibeigener gewesen sein soll, so ist dazu zu sagen, dass wir alle Leibeigene zu Vorfahren haben, soweit wir nicht dem Hochadel entstammen. Es gibt letztendlich wenig Spektakuläres in Rosenbergs Stammbaum zu entdecken. Er war mit verschiedenen zeittypischen Elementen durchmischt und keineswegs ungewöhnlich für einen Mann, der der deutschen Minderheit einer russischen Ostseeprovinz entstammte. Dass dieser Stammbaum dem ethnischen Purismus der Nationalsozialisten nicht in allem genügen konnte, ist eine andere Sache. Aber da stand Rosenberg wahrlich nicht allein unter den Größen des Dritten Reiches.

Nach dem Besuch einer privaten Vorbereitungsschule²⁸ wechselte Rosenberg auf die Petri-Oberrealschule über, die überwiegend von Deutschen besucht wurde. In seiner Klasse gab es etwa 30 Deutschbalten, vier Russen, drei Polen und zwei Esten.²⁹ Auch zwei der Lehrer waren Russen, die sich aber, wie Rosenberg in seinen Erinnerungen berichtet, »der baltischen Atmosphäre gefügt«³⁰ hatten und mit ihren Kollegen nur Deutsch sprachen. Diese wiederum »respektierten die staatsrechtliche Lage, so dass im Allgemeinen eine gute Harmonie bestand«.³¹ Ein Tribut an die Russifizierungspolitik war es, dass alle offiziellen Dokumente der Schule, wie zum Beispiel die Zeugnisse, in Russisch abgefasst sein mussten, eine Sprache, die kaum einer der Lehrer oder der Schüler in seinen normalen Lebensvollzügen benutzte. Alfred Rosenberg hatte offensichtlich eine glückliche Schulzeit gehabt. In seinen Erinnerungen betont er, er könnte nur mit großer Hochachtung von den Lehrern sprechen,

die an der Petri-Realschule unterrichteten.³² Umgekehrt war es nicht anders. Sein ehemaliger Zeichenlehrer, der estnische Maler Wilhelm Purwits, erinnerte sich, Rosenberg sei »der ausgesprochene Liebling der Lehrerschaft« gewesen.³³ Auch sein Abschlusszeugnis vom Juni 1910 lässt nichts anderes vermuten. Sein Betragen war »ausgezeichnet«, in den 14 Schulfächern erreicht er elfmal die Bestnote 5, unter anderem in Deutsch und Französisch, Physik, Geschichte und Naturkunde. Lediglich in drei Fächern, Russisch, Arithmetik und Algebra, kam er nur auf eine 4.³⁴ Russisch war seit 1887 die vorgeschriebene Unterrichtssprache an allen weiterführenden Schulen, ab 1889 wurde es nach und nach auch an den Universitäten eingeführt.³⁵ Rosenbergs Abschluss an der Oberrealschule entsprach nicht dem gymnasialen Abitur, Griechisch hatte er zum Beispiel nicht gelernt.³⁶ Mit diesem Abschluss konnte er keine Universität besuchen und schrieb sich deshalb in Riga am Polytechnikum als Student der Architektur ein. Das Polytechnikum hatte damals nicht den Status einer Universität, was den Vorteil hatte, dass es seine Autonomie behielt und von der Russifizierung nicht betroffen war, so dass man dort weiterhin auf Deutsch studieren konnte. Das »Rigaesche Polytechnikum« war 1862 gegründet worden, 1896 wurde der Name russifiziert³⁷, heute ist in demselben Gebäude die Lettische Universität untergebracht. Es gab damals keinerlei Zugangsbeschränkungen, weswegen die Hochschule nicht nur von Letten, Esten, Russen, Polen und Deutschbalten besucht wurde, sondern auch viele jüdische Studenten hatte.³⁸ Die deutschen Studenten gründeten drei Verbindungen, 1865 die Fraternitas Baltica, der sich vor allem Adelige anschlossen, vier Jahre darauf die eher kleinbürgerliche Concordia Rigensis und 1875 schließlich die Rubonia. Die Rubonia galt als die weltoffenste und unkonventionellste der drei Verbindungen. Sie hatte auch Juden unter ihren Mitgliedern. Ihr gehörten aber auch Eugen und Alfred Rosenberg an, wahrscheinlich einfach deshalb, weil sie zur Fraternitas Baltica nicht konnten und zur Concordia Rigensis nicht wollten. Das deutsche Element war insgesamt in Riga keinesfalls weniger bedeutsam als in Tallinn. Die deutsche Petrikirche, Mittelpunkt des ältesten Siedlungskerns der Stadt, überragte mit ihrem hoch hinaufstrebenden Turm den im Korpus mächtigeren Dom. Auch das Haus der deutschbaltischen Schwarzhäupterbruderschaft war ein stolzer, großer Bau, der an zentraler Stelle das Bild der Altstadt mitprägte. Das Gebäude ging im Kern auf das 14. Jahrhundert zurück und war zu Beginn des 17. Jahrhunderts nach Danziger Vorbild mit einem reich geschmückten Giebel versehen worden. Im Krieg völlig zerstört, ist das Schwarzhäupterhaus 1999 vollständig wiederhergestellt worden.³⁹ Mitglieder der Schwarzhäupterbruderschaft konnten seinerzeit nur deutschstämmige selbstständige Kaufleute werden, die evangelisch und unverheiratet waren.

Rosenberg nahm sein Studium im Herbst 1910 auf und blieb in Riga bis

Mai 1915.⁴⁰ In jener Zeit kannte er bereits Hilda Leesmann, seine spätere erste Frau. Er hatte sie auf einer Zugfahrt nach St. Petersburg kennen gelernt, wo er seine Großeltern besuchen wollte.⁴¹ Hilda stammte aus einem begüterten Elternhaus; ihr Vater war Fabrikant. Sie wurde zur Vervollkommnung ihrer Ausbildung auf ein Pensionat in Genf geschickt, das sie aber verließ, um in Paris Musik, rhythmische Gymnastik und Tanz zu studieren. Im April 1914 fuhr Rosenberg, der zuvor schon mit seinen Tanten Deutschland besucht hatte, für drei Wochen nach Paris, um seine Braut zu besuchen. (Möglicherweise war diese Reise der Ausgangspunkt für später immer wieder auftauchende Gerüchte, Rosenberg sei während des Ersten Weltkriegs in Paris gewesen.) Im Frühjahr 1915 war Hilda zurück in Riga, und einer Hochzeit stand nun nichts mehr im Wege. Inzwischen war der Erste Weltkrieg ausgebrochen. Das deutsche Heer führte im Osten eine große Offensive und nahm Litauen und den links der Düna gelegenen Teil Lettlands ein, während der Rigasche Meerbusen weiterhin von der russischen Flotte dominiert war. Riga selbst wurde erst am 3. September 1917 von deutschen Truppen eingenommen. Dennoch wurde bereits im Sommer 1915 das Polytechnikum mit sämtlichen Professoren nach Moskau evakuiert, so dass das Wintersemester 1915/16 das erste von vier Semestern war, die Rosenberg in Moskau zubrachte. Über diese Zeit sind wir vor allem durch seinen Aufsatz »Rubonia im Exil« informiert, der 1925 in einer Eigenpublikation der Verbindung zu ihrem 50. Jubiläum erschien. Rosenberg war in der Rubonia sehr engagiert; er nahm, wie das Album Rubonorum vermerkt, im Lauf der Zeit die Positionen Subsenior, Senior, Ehrenrichter, Burschenrichter, Oldermann (Fuchsmajor) und Magister paucandi ein. Für Alfred Rosenberg, der inzwischen beide Eltern verloren hatte, war die Verbindung, so dürfen wir vermuten, so etwas wie eine zweite Heimat geworden. Tatsächlich hielt er der Rubonia bis zu seinem Lebensende die Treue. Und in späteren Jahren finden wir immer wieder Rubonen unter seinen Mitarbeitern.

In Moskau war die Situation nicht einfach. Das Polytechnikum war über sechs verschiedene Standorte verteilt, der Dekan hielt Sprechstunde in einem Holzverschlag und, vielleicht schlimmer noch, die russische Regierung hatte ein Alkoholverbot erlassen, was das »gesellige Burschendasein« der etwa 15 Rubonen beeinträchtigte:

»Und wenn es auch keineswegs so ist, wie böse Nörgler behaupten, daß das Burschenleben nur auf Eitelkeit und Alkohol basiere, so wird man doch wohl verstehen, daß unser Entzücken nicht allzu groß war, wenn uns anstelle schäumenden ›Stritzky-Bieres‹, ein anderthalbprozentiger ›Ersatzschlabber‹ vorgesetzt wurde.«⁴²

Immerhin waren die russischen Studenten vom Kriegsdienst befreit, weil Russland einerseits über genügend Soldaten verfügte, aber nur wenige gut ausgebildete Akademiker hatte. Erst im Frühjahr 1917 begann man, die jün-

geren Semester einzuziehen, wovon Rosenberg aber nicht mehr betroffen war. Er schloss mit dem Sommersemester 1917 sein Studium ab und kehrte nach Reval zurück. Den Sommer verbrachte er mit seiner Frau auf der Krim, die dort Linderung für ihr Lungenleiden suchte, von Oktober 1917 bis Januar 1918 saß Rosenberg an seiner Diplomarbeit über den Bau eines für die Verhältnisse Russlands geeigneten Krematoriums⁴³ und kehrte Anfang 1918 noch einmal nach Moskau zurück, wo er mit gutem Erfolg die Abschlussprüfung ablegte und zugleich einen Eindruck vom revolutionären Russland gewinnen konnte.

Zehn Tage nach Rosenbergs Rückkehr nach Reval marschierten deutsche Truppen in seine Vaterstadt ein. Am 24. Februar 1918 erklärte sich Estland für unabhängig, Reval nahm nun den estnischen Namen Tallinn an. Rosenberg meldete sich bei der deutschen Kommandantur als Kriegsfreiwilliger, wurde jedoch als ein dem besetzten Gebiet Entstammender mit russischer Staatsangehörigkeit abgelehnt. Doch ein künftiger Nationalsozialist leistet Großes, auf welchen Platz auch immer man ihn stellt:

»So blieb ihm nichts anderes übrig, als am Gustav-Adolf-Gymnasium und an der Ritter- und Domschule seiner Vaterstadt Zeichenunterricht zu geben, gemäß den Worten Goethes: Architektur heißt nicht nur Häuser bauen, sondern Gesinnung.«⁴⁴

Bei Kriegsende war Rosenberg wieder am Ausgangspunkt angekommen, in der Stadt, in der er geboren und aufgewachsen war. Doch die Welt hatte nun ein völlig anderes Gesicht. Millionen von Menschen waren im ersten modernen Krieg globalen Ausmaßes auf den Schlachtfeldern verblutet. Die alte Ordnung, nicht nur die politische, war zusammengebrochen. Der deutsche Kaiser war ins Exil geflohen, der russische Zar samt seiner Familie von Revolutionären ermordet. Zwischen den alten Großmächten entstanden zahlreiche neue Staaten, unter ihnen Estland, Lettland, Litauen und Polen. Truppen standen oft genug dort, wo sie nach Kapitulationserklärungen, Waffenstillstandslinien und Friedensschlüssen nicht mehr hätten stehen dürfen. Weiße kämpften gegen Rote, Freikorps gegen Revolutionäre, Nationalisten gegen Besatzer.⁴⁵ So kam es unter anderem zu dem wenig bekannten Kuriosum, dass nach dem offiziellen Ende des Ersten Weltkriegs der eben entstandene lettische Staat dem Deutschen Reich noch einmal den Krieg erklärte. Deutsche Truppen standen noch in baltischen Ländern, wo sie, nunmehr im Auftrag der Entente, gegen »rote« Einheiten kämpften, denn die Koalition der deutschen Kriegsgegner war nach dem Ersten Weltkrieg noch schneller zerfallen, als es nach dem Zweiten der Fall sein sollte. Gleichzeitig stellten sich die deutschen Verbände, gewissermaßen an die Tradition des deutschbaltischen Adels anknüpfend, gegen das Unabhängigkeitsstreben der Letten und kollaborierten mit »weißen« russischen Truppen, die von der Restitution des Zarenreiches

träumten. Selten wohl ist das Prinzip »Der Feind meines Feindes ist mein Freund« stärker strapaziert worden als in jenen Jahren zwischen Russischer Revolution und dem Entstehen einer Nachkriegsordnung, die in vielem eher eine Unordnung war. Dan Diner sieht eine entscheidende Signatur des 20. Jahrhunderts im Umschlag von Ideologie zu Ethnos.⁴⁶ War das 19. Jahrhundert das Zeitalter der großen Ideen gewesen, man denke etwa an die Entstehung des Marxismus, wurden im 20. Jahrhundert soziale Konflikte zunehmend von ethnischen überlagert. Die Kämpfe im Baltikum waren der erste Fall eines rassistisch grundierten Antibolschewismus. Die Klassengegensätze wurden überdeckt von ethnischen Gegensätzen zwischen deutschen Baronen und lettischen Bauern. Zugleich war dies der Nährboden für die Entwicklung des ungleich radikaleren nationalsozialistischen Antisemitismus aus dem traditionellen Antisemitismus, eine Entwicklung, an der Alfred Rosenberg entscheidenden Anteil hatte. Die Verschränkung zwischen dem Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion und der Ermordung des europäischen Judentums ist ein Echo der rassistisch-ideologischen Frontstellung jener Jahre.

II. Vom Publizisten zum Ideologen

München

Am 30. November 1918 hielt Rosenberg erstmals einen öffentlichen Vortrag in Reval, im Schwarzhäupterhaus. Das Thema lag ganz auf der Linie seiner lebenslangen Obsession: »Marxismus und Judentum«. Die Erlebnisse im Moskau der Revolution hatten ihn in der Überzeugung bestärkt, dass zwischen diesen beiden Mächten, die unaufhörlich auf den Untergang alles Guten und Schönen hinarbeiteten, ein unauflöslicher Zusammenhang bestehe.

Rosenbergs konterrevolutionärer Furor hat seine Zuhörer womöglich kalt gelassen. Jedenfalls bestieg er noch in derselben Nacht den Zug nach Berlin. Er sollte seine Vaterstadt für lange Jahre nicht wieder sehen. In Berlin wartete Peter Behrens auf ihn, bei dem Rosenberg sich schon im Sommer um ein Bewerbungsgespräch bemüht hatte.¹ Behrens (1868 bis 1940), einer der großen Architekten und Künstler des 20. Jahrhunderts und führender Vertreter einer neuen Ästhetik des Industriezeitalters, war seit 1907 offizieller Gestalter aller industriellen Produkte der AEG, eines unter der Führung von Emil und Walther Rathenau weltweit erfolgreichen Konzerns. Zu Behrens' berühmtesten Bauten gehört die AEG-Turbinenhalle in Berlin-Moabit aus dem Jahr 1909.

Behrens suchte Mitarbeiter für sein expandierendes Büro und hatte dem jungen Diplomarchitekten Alfred Rosenberg deshalb einen Vorstellungstermin eingeräumt. Doch der war von dem Moloch Berlin noch mehr abgestoßen als acht Jahre später der junge Goebbels. Kurz entschlossen fuhr er weiter nach München. Eine Entscheidung, die seinen ganzen weiteren Lebensgang bestimmen sollte.

Der Gegensatz hätte größer kaum sein können. Im Vergleich zu dem neuathenischen Berlin war München eine behäbige Land- und Residenzstadt mit kaum mehr als 600000 Einwohnern. Doch die Residenz war seit kurzem verwaist, König Ludwig III. war auf das Jagdschloss seines Oberstallmeisters geflohen. Nachdem die Revolutionäre unter der Führung Kurt Eisners den »Freistaat Bayern« ausgerufen hatten², hatte Ludwig III. am 13. November 1918 offiziell auf den Thron verzichtet und die bayerischen Beamten von dem auf ihn geleisteten Eid entbunden. An diesem Tag war Kurt Eisner bereits Ministerpräsident einer Regierung, die sich, ähnlich wie die provisorische Regierung in Berlin, auf beide Flügel der Sozialdemokratie, die USPD und die MSPD, stützte.

Kurt Eisner (1867 bis 1919) stammte aus Berlin, hatte von 1889 bis 1898 für die *Frankfurter Zeitung* gearbeitet, war dann in die Schriftleitung des *Vorwärts* gewechselt und 1905 als »Revisionist« entlassen worden. Ab 1907 leitete

er die *Fränkische Tagespost* in Nürnberg, 1910 übersiedelte er nach München und arbeitete für die *Münchner Post*. Nach Ausbruch des Weltkrieges wurde er bald zum radikalen Pazifisten, verließ die SPD und nahm im April 1917 beim Gründungsparteitag der USPD in Gotha teil. Eisner war einer der Führer des Januarstreiks gewesen und war nach der großen Kundgebung am 31. Januar 1918 verhaftet und in Untersuchungshaft festgehalten worden. Als die USPD ihn im Herbst für die in einem Münchner Wahlkreis fälligen Wahlen zum Reichstag als Kandidaten nominierte, wurde er am 14. Oktober vom Reichsgericht auf freien Fuß gesetzt. Bei den folgenden Wahlkundgebungen erwies sich, dass die Monate im Gefängnis Eisners Popularität bei den Arbeitern außerordentlich gesteigert hatten. Eisner war ein Sozialist von hohen Idealen, der davon träumte, Marx mit Kant zu versöhnen. Er glaubte, dass eine Demokratisierung der Gesellschaft dem Guten im Menschen zum Durchbruch verhelfen müsse. In Eisners am 16. November veröffentlichtem Regierungsprogramm hieß es:

»Die revolutionäre Regierung des Volksstaates Bayern ist zu dem großen Versuch entschlossen, die Umwandlung des alten Elends in die neue Zeit in vollkommener verbürgter Freiheit und in sittlicher Achtung vor den menschlichen Empfindungen durchzuführen und damit ein Vorbild zu geben für die Möglichkeiten einer Politik, die auf Vertrauen zu dem Geist der Massen, auf der festen und klaren Einsicht in die Notwendigkeiten und Mittel der Entwicklung auf der freimütigen Offenheit und Wahrhaftigkeit beruht.«³

Neben dem Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrat wurde noch ein Frauenrat und ein »Rat geistiger Arbeiter« gegründet.⁴ Eisners Intentionen entsprach es, die Freiheit der Presse vollkommen zu respektieren, mit dem Resultat, dass er bald die gesamte veröffentlichte Meinung gegen sich hatte. Er stand im Kreuzfeuer der bürgerlichen Presse zum einen und der sozialdemokratischen und kommunistischen Zeitungen zum anderen. Seine eigene Partei, die USPD, war zu arm, um eine Zeitung herauszubringen. Auch für Vorurteile war er eine ideale Zielscheibe mit seiner bohemhaften Erscheinung, der Berliner Herkunft und dem intellektuellen Habitus. Mehr noch verübelte man ihm seine jüdische Abstammung.⁵ Trotz der großen Wirkung seiner öffentlichen Auftritte gewann Eisner nie eine wirkliche Massenbasis in der bayerischen Bevölkerung. Rasch geriet er in die Defensive. Am 2. Dezember 1918 notierte Josef Hofmiller über die Geschehnisse des Vortages:

»Am Sonntag kam es auf der Wachparade vor der Feldherrnhalle zu erregten Szenen, weil ein Mann in einer Rede ans Volk Kurt Eisner rechtfertigen wollte. Man ließ ihn nicht sprechen, er flüchtete in die Residenzwache. Die Menge zog vors Ministerium des Äußern, um Eisner herauszuschreien und ihm zuzurufen, er solle zurücktreten. Aber

sofort fuhr ein Militär-Auto vor. Maschinengewehre wurden auf die Menge gerichtet, die sich daraufhin schleunig verließ; Soldaten besetzten den »Bayerischen Hof«. Der Dilettantismus dieses Literaten hat bereits abgewirtschaftet. Er stützt sich nur noch auf die Maschinengewehre der Spartakus-Gruppe des Soldatenrats, die für nächsten Donnerstag einen Verlegenheits-Straßenumzug mit nachfolgender Einschüchterungsparade plant.«⁶

Als der Ministerrat am 5. Dezember beschloss, am 12. Januar 1919 Landtagswahlen abzuhalten, kämpfte Eisner schon mit dem Rücken zur Wand. Den Linken war er zu bürgerlich, die Sozialdemokraten lehnten ihn als realitätsfernen Schwärmer und Idealisten ab, und für die bürgerlichen Kräfte verkörperte er das Schreckgespenst der Räteherrschaft. Die USPD verfügte außerhalb Münchens kaum über eine Organisation, und der Partei fehlte noch immer eine eigene Zeitung. Wenige Tage nach der Ankündigung der Wahlen gründete sich eine Gruppe des kommunistischen Spartakusbundes. Die Spartakisten hatten zuvor als Protest gegen die »Pressehetze« Zeitungshäuser gestürmt, die Eisner wieder räumen ließ. Auf der anderen Seite versuchten die Mehrheitssozialdemokraten in Verbindung mit Reichswehroffizieren eine konterrevolutionäre Bürgerwehr aufzustellen, was ebenfalls am Eingreifen Eisners scheiterte.

Die Landtagswahlen brachten für Kurt Eisner eine vernichtende Niederlage. Ganze drei Sitze entfielen auf seine USPD, dagegen 61 auf die Mehrheitssozialdemokraten und 66 auf die Bayerische Volkspartei. Die liberale Deutsche Volkspartei kam auf 25 Abgeordnete, der Bayerische Bauernbund auf 16 und die Mittelpartei auf neun. Die Spartakisten hatten zum Boykott der Wahl aufgerufen. (Bei den Wahlen auf Reichsebene eine Woche später schnitt die USPD mit 22 von 421 Sitzen nicht viel besser ab.) Am 21. Februar befand sich Eisner auf dem Weg zur konstituierenden Sitzung des neugewählten Landtags in die Prannerstraße, um dort den Rücktritt seiner Regierung zu erklären. Als er gerade den Promenadeplatz überquert hatte, wurde er von dem jungen Anton Graf Arco hinterrücks erschossen. Josef Hofmiller notierte tags darauf in seinem Tagebuch: »Eisner forderte durch sein ganzes Verhalten zu seiner gewaltsamen Entfernung heraus.«⁷ So dachten gewiss viele Angehörige des Bürgertums, die der neuen Republik, und nicht nur dem Experiment der Räte, mehr als distanziert gegenüberstanden. In der Gerichtsverhandlung, im Januar 1920, bescheinigte der Staatsanwalt dem Grafen Arco:

»Wahre, tiefe, innerlich wurzelnde Vaterlandsliebe war es, die den Angeklagten zu seiner Tat veranlaßte, und ich stehe nicht an hinzuzufügen: Wäre unsere Jugend insgesamt von solch glühender Vaterlandsliebe beseelt, wir hätten Hoffnung, mit froher Zuversicht der Zukunft unseres Vaterlandes entgegenzusehen.«⁸

Und der Richter fügt in seiner Urteilsbegründung hinzu:

»Von einer Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte konnte natürlich keine Rede sein, weil die Handlungsweise des jungen politisch unmündigen Mannes nicht niedriger Gesinnung, sondern der glühendsten Liebe zu seinem Volke und Vaterlande entsprang und ein Ausfluß seines Draufgängertums und der in weiten Volkskreisen herrschenden Empörung gegen Eisner war...«⁹

Mehr Verständnis und menschliche Wärme sind wohl selten einem Mörder vor Gericht entgegengebracht worden. Da überrascht es nicht, dass schon am Tag darauf Justizminister Ernst Müller-Meiningen den nur notgedrungen zum Tode verurteilten Graf Arco zu lebenslanger Festungshaft begnadigte, die wenig später auf 15 und schließlich auf vier Jahre reduziert wurde. Außerdem richtete man für Arco eine eigene, besonders angenehme Haftanstalt auf der Festung Landsberg ein, wo später auch Adolf Hitler nach dem gescheiterten Putsch seine kurze Haftstrafe absaß.¹⁰

Die Nachricht von der Ermordung Kurt Eisners hatte die Stadtbevölkerung in große Erregung versetzt und vor allem in der Arbeiterschaft große Empörung hervorgerufen. Im Landtag verübte der Metzger Alois Lindner ein Attentat und verletzte den Innenminister und Führer der Mehrheitssozialdemokraten in Bayern Erhard Auer, in dem viele den Verantwortlichen für die Hetze gegen Eisner sahen, schwer, so dass auf einen Schlag beide sozialdemokratische Parteien ihrer führenden Köpfe beraubt waren.

Eisner wurde durch seine Ermordung für viele vom Idealisten zur geradezu heiligmäßigen Lichtgestalt. Auch etliche, die zuvor seine Entfernung gefordert hatten, sahen in ihm nun den Märtyrer.¹¹ Dieser Stimmungsumschwung war die Voraussetzung für das nun folgende Experiment der Räterepublik.¹² Während der Bayerische Landtag in das ruhigere Bamberg retrierte, bildete sich in München noch am Tag der Ermordung Eisners ein Zentralrat, der am 6. April die Räterepublik ausrief. Die KPD boykottierte das Experiment der ersten Räteregierung, deren bedeutendster Kopf der libertäre Sozialist Gustav Landauer war. Nach einer Woche kam es zu einem Putschversuch von rechts, der aber von der »Roten Armee«, die sich inzwischen formiert hatte, blutig unterdrückt wurde. Es folgte die zweite Räteregierung, die wesentlich militanter als die erste auftrat und in der nun auch die Kommunisten eine wichtige Rolle spielten. Ihre Sprecher waren Ernst Toller, Eugen Leviné, Ernst Niekisch und wiederum Gustav Landauer. Die bayerische Staatsregierung unter dem Sozialdemokraten Johannes Hoffmann lehnte die von Reichswehrminister Gustav Noske mehr geforderte als angebotene militärische Intervention des Reiches zunächst ab, weil sie – zu Recht – um die bayerische Militärhoheit fürchtete. Noske ließ trotzdem ein »Bayerisches Freikorps für den Grenzschutz Ost« aufstellen, mit